

Abschiedsvorlesung Prof. Dr. Walter Dietz (Univ. Mainz), Juli 2020, nachgeholt am 14.7.2022

[mündlich vorgetragen wurden aus Zeitgründen nur die Kapitel 1-3; ferner keine Anmerkungen; hier in eckigen Klammern]

**Philipp Melanchthon – Wilhelm v. Humboldt – Karl Jaspers.
Idee und Auftrag der Universität – Bildungsethik in der Gegenwart**

(Vorwort)

Sehr geehrter Herr Dekan, meine Damen und Herren,

ich darf nunmehr auf gut 25 Jahre als Professor an der hiesigen Mainzer Universität zurückblicken, alles in allem auf gut 40 Dienstjahre. Vergleicht man dieses Pensum etwa mit dem 70-jährigen Amtsjubiläum von Queen Elisabeth II oder dem 60-jährigen Bühnenjubiläum der Rolling Stones (1962-2022), so erscheinen diese 40 Dienstjahre nicht übermäßig lang (allerdings ist z.B. mein Vater, auch Beamter, seinerzeit 1981 schon mit 63 in den Ruhestand getreten). Die Stones haben vielleicht mehr Unterhaltungswert (und NB auch eine noch bessere Gage) als ein Theologieprofessor wie ich, aber sie haben einen geringeren Lern- und Bildungsprozess hinter sich, haben weniger gelernt, verglichen mit mir, sind also in Wirklichkeit ärmer als ich. Denn bekanntlich haben sie seinerzeit in den 1960ern gesungen „I can get no satisfaction“ und - - - singen das Gleiche auch heute noch. Nach 60 Jahren. Geht's noch? Da stimmt etwas nicht, irgendwie sollten sich im Leben Text und Melodie wandeln und so etwas wie Erfüllung eintreten [1].

I could get some satisfaction darf ich sagen, gerade auch in der Arbeit mit den Studierenden. An deren Bildungsprozess mitzuwirken und sie halbwegs sicher zum Examen zu führen, das habe ich immer gerne getan.

Allerdings: Nicht immer waren die angebotenen Vorlesungen ein Hit. Um 2011, vor gut 10 Jahren, bot ich eine Vorlesung (mit Übung) zur Bildungs- und Wissenschaftsethik. Sie konnte zwar stattfinden, war aber außergewöhnlich schlecht besucht, nur um die 4-7 Zuhörer konnten sich zur Teilnahme entschließen (wenngleich diese wenigen sehr engagiert und diskussionsfreudig waren).

Im Folgenden biete ich einen kurzen Extrakt daraus, verbunden mit einer Aktualisierung im Blick auf derzeitige Tendenzen an angelsächsischen Universitäten, z.B. in Sussex, aber auch an deutschen wie z.B. in Berlin (unmittelbare Bezüge zu Vorfällen an der Mainzer Uni gibt es – erfreulicherweise – nicht)..

Der schon in Art. 142 der WRV (Weimarer Reichsverfassung, 1919) formulierte Grundsatz der Freiheit von Kunst, Wissenschaft und Lehre, 30 Jahre später aufgenommen in Art. 5 (Abs. 3) des Grundgesetzes, ist überaus aktuell. Hier ist festgehalten, dass Kunst und Wissenschaft des Schutzes und der Pflege durch den Staat bedürfen. Der Staat muss die Freiheit von Forschung und Lehre gewährleisten, er soll ihr Schutz und Raum geben, sie sogar „pflegen“ („schützen“ kann etwas weniger sein: einfach nur Störendes fernhalten, Forschungs- und Lehrprozesse in Ruhe lassen, ungestört vor sich gehen lassen; „pflegen“ ist darüber hinaus mit aktiver Zuwendung verbunden, so wie man Pflanzen ja auch nicht pflegen kann ohne sie regelmäßig zu düngen und zu gießen).

Jene Pflege- und Fürsorgebedürftigkeit der Universität könnte dirigistisch aufgefasst werden, im Sinn der Einmischung oder sogar des parteipolitischen Funktionärswesen (wie z.B. beim öffentlichen Rundfunk, der ja ebenfalls eine Körperschaft des öffentlichen Rechts darstellt), oder – Humboldt und Jaspers folgend – mehr im Sinn eines *laissez faire*. Jedenfalls steht der Staat hier in einer Verantwortung, von der er sich nicht dispensieren kann, weil er ja an seine Verfassung (WRV bzw. GG) gebunden ist. Von ihr kann er sich nicht ohne einen selbstverleugnenden Gewaltakt befreien. D.h. er soll und muss jene Freiheit von Forschung, Wissenschaft und Lehre gewährleisten, auch wenn ihm manchmal danach ist, einseitig Partei zu ergreifen, sich einzumischen, oder – einfach gar nichts zu tun.

Diese Bestandsgarantie gilt außer für akademische Diskurse auch für die Freiheit der *Kunst*. Kunst darf dritt- oder viertklassig sein, aber wenn sie z.B. antisemitische Propaganda betreibt (egal ob wissentlich oder unfreiwillig), dann ist diese Form der Kunst nicht pflege-, sondern reinigungs- und kritikbedürftig. Der Skandal um die „documenta“ in Kassel (Juli 2022) hat das sehr deutlich gemacht. Es ist ein Unterschied, ob einfach nur definitiv schlechte, künstlerisch mangelhafte Werke mit Millionenbeträgen staatlich gefördert werden, oder solche, die das Medium der Kunst für politisch-propagandistische Zwecke gebrauchen.

Die Schwierigkeit ist, dass der Staat sich sehr zurückhält (und zurückhalten will) mit einer Definition und Abgrenzung dessen, was Kunst ist. „Ist das Kunst, oder kann das weg?“ So fragt ja nicht nur die Putzfrau in ihrer erfrischenden Direktheit und Unbefangenheit. Von manchen problematischen Werken gilt, dass sie einfach überflüssig sind, von anderen, dass sie darüber hinaus schändlich und schädlich sind. Dort, wo der Impetus der Propaganda, der Denunziation oder der ideologischen Indoktrination vorherrscht, kippt das an sich schützenswerte Gut der Kunst, wird zum glitschigen politischen Medium, die Kunst verkommt zur bloßen Hülle, zum durchschaubaren Alibi..

Aber auch im Bereich der Wissenschaft mag es Menschen geben, denen es weniger um Erkenntnis als vielmehr leidenschaftlich um eine bestimmte Zielsetzung geht, eine bestimmte neue Weltsicht, die sie durchboxen wollen; gut nachvollziehbar, wenn sie dabei ihren Verstand auf Sparflamme setzen (Energie sparen – nur eben an falscher Stelle), um unbefangen ihre Parolen wiederholen und durchsetzen zu können. *Cancel culture* verbindet sich dabei mit dem Ansinnen, anders geartete Positionen nicht rational zu kritisieren oder versuchsweise zu widerlegen, sondern möglichst vorweg auszuschalten. Der freie Diskurs soll unterbunden werden. Er wird als Gefahr empfunden, oder als unerträgliche Zumutung. Das eigene Gefühl des Verletztseins tritt ersatzweise an die Stelle eines unbefangenen Gebrauchs des Verstandes, eines „Sapere aude!“.

In diesem Sinn wurde kürzlich in Berlin der Vortrag einer Biologiepromovendin verhindert, die in einem ziemlich harmlosen und spröden, wenig aufregenden Grundkurs über die biologischen Grundlagen der Geschlechtlichkeit einige naturwissenschaftliche *basics* präsentieren wollte, was als anstößig empfunden wurde (Marie-Luise Vollbrechts Vortrag war verbunden mit der Pointe, dass im Bereich der höheren Säugetiere Zweigeschlechtlichkeit die alles bestimmende Option von Geschlechtlichkeit darstellt; zur Genderthematik hat sie nicht Stellung bezogen).

Der Vortrag wird heute abend an der HUB übrigens nachgeholt, man konnte ihn bereits auf Youtube herunterladen. Bemerkenswert war die Einstufung jener

Dozentin und ihrer Biologie-Auffassung im Vorfeld als „transphob“ durch einige Jura-AktivistInnen. Die Universitätsleitung der HUB sah den Universitätsfrieden und die Sicherheit gefährdet. Fazit: Die Methode der Einschüchterung hat gewirkt und erzielte umgehend den gewünschten Erfolg. Bemerkenswert ist, daß die Universitätsleitung vollständig darauf verzichtet hat, der Referentin (und damit implizit auch der verfassungsgemäß garantierten Wissenschaftsfreiheit) den Rücken zu stärken. Die akademische Freiheit wurde (wieder einmal, muß man leider sagen) um des lieben Friedens und der Sicherheit wegen geopfert. Im übrigen, so die Uni-Leitung, hätte sich die Dozentin in einem *Welt*-Artikel so positioniert, wie dies dem Leitbild der HUB widerspreche. Die Stellungen sind somit bezogen, Partei ist ergriffen – beiderseits. Die Frage bleibt jedoch offen, ob es sinnvoll ist, die akademische Freiheit um des lieben Friedens zu opfern – sei es auch auf dem hochgeschätzten Altar der LGBTQA+-community, die den Vortrag der Biologin schon im Vorfeld als „transphob“ einstuft (übrigens eine schwerlich verifizierbare These). Diese Kontroverse steht, wie der Fall der Elementar-Feministin Kathleen Stock an der Universität Sussex (UK) [2] zeigte, nicht allein da. Sie ist Teil eines Kulturkampfes, dem gegenüber sich die Universität nicht indifferent oder neutral verhalten kann. Sie muss Stellung beziehen, indem sie einerseits die akademische Lehrfreiheit schützt, und andererseits ideologischen Bewegungen keine Plattform bietet, diese jedoch nicht ignoriert, sondern sie zum Gegenstand kritischer Analyse macht. Darauf läuft Jaspers Konzeption von Universität hinaus (sie wird im Folgenden kurz skizziert), die nicht nur aus der Sicht so mancher HexenjägerInnen aus der Zeit gefallen ist – so wie Humboldts Ideal der Universität insgesamt. [Humboldt ist „out“; vgl. z.B. die Bemerkung der EKU-Studie zum Bildungsverständnis Schleiermachers, hg. v. J. Ochel, *Bildung in evang. Verantwortung...*, 2001, S.51: “Für viele gilt die Humboldtsche Universitätsidee als erledigt. Der neue Hochschultyp nähert sich immer mehr dem Profil von Fachhochschulen...“]

In den gegenwärtigen Kontroversen spiegelt sich auch immer ein bestimmtes Konzept von Universität, das gegen andere vorgebracht wird. Man darf und soll hier streiten. Aber um des lieben Friedens willen die akademische Freiheit zu opfern (auf welchem Altar auch immer), scheint kein wirklich zukunftssträchtiger Weg. Er macht vielmehr deutlich, dass es sich lohnt, bestimmte *basics* universitären Wirkens ins Bewußtsein zu rufen, und zwar nicht nur staatsrechtlicher, sondern auch ideeller Art. Karl Jaspers spricht in etwas hochtrabend anmutenden Tonlage von der „Idee der Universität“. Er tut es in immer wieder modifizierter Art drei Mal: 1923 zu Beginn der Weimarer Republik in Zeiten großer Wirren, Repressionen und ökonomischer Not, dann 1946 in Heidelberg nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches, zuletzt 1961 anlässlich der Debatten um eine Universitätsreform, in den politisch angespannten Jahren des Kalten Krieges, 1961, wenige Monate vor dem Höhepunkt der Kubakrise. Dass der Staat nicht nur einen Bildungsauftrag hat, sondern auch für Wirtschaft und Wehrmacht (sprich: eine schlagfähige Verteidigungsarmee) zu sorgen hat, stand für Jaspers dabei außer Frage - trotz seiner dezidierten Vorbehalte im Blick auf atomare Bewaffnung. [In Russland sah Jaspers eine besonders akute Bedrohung für den Weltfrieden, angesichts seiner „überlegenen Rüstung“ und „brutalen Militärmacht“, die sich in der „Knechtung“ seiner Vasallenstaaten manifestiere; vgl. KJG I/21,248.268f, geschrieben 1961, im Vorfeld der Kubakrise.] Ein Staat kann in Bedrängnis kommen, und zwar durch eigene Schwäche, aber

auch, wenn er sich zu stark fühlt und übermütig wird. Spannend wird und bleibt in solchen Zeiten des drohenden Krieges, wie man die Universität in ihrer Freiheit bewahren kann. Nach Jaspers besteht die größte Gefahr hier nicht in finanziellen Kürzungen, sondern vor allem in der *Verschulung* und einer utilitaristischen *Instrumentalisierung*. Dies aufzuzeigen war Jaspers' Anliegen. Zunächst aber zu den Anfängen: ein Sprung in die Reformationszeit, zu dem Schüler und Freund Martin Luthers, Philipp Melanchthon.

(1) Melanchthon (1497-1560)

In seiner Antrittsvorlesung vom August 1518 rekurriert Philipp Melanchthon auf Paulus, um eine allgemeine, nicht nur christliche, Idealbestimmung von Wissenschaft und Lehre ausfindig zu machen: Sie orientiere sich an „Unverfälschtheit und Lauterkeit“ (Tit 2,7). Dieses Ideal soll sich nicht zuletzt auch in der Theologie, der Wissenschaft vom christlichen Glauben und seiner Geschichte, realisieren. Es zielt hier auf *verbum sanum* (rechtes Wort) und *integritas doctrinae* (unverfälschte Lehre). In den Augen der Reformatoren gab es Verfälschungen, Mißverständnisse und Verzerrungen *en masse*, weshalb dieses Ideal nicht konfliktfrei realisiert werden kann. Bildungsethik konkretisiert sich bei Melanchthon durch die vier Pole der *pietas*, *eruditio*, *honestas* und *humanitas* [3]. Der Wittenberger Griechischprofessor entwirft dieses Ideal übergreifend, d.h. ohne eine Antithetik von christlichem und außerchristlichem Bildungsideal vorauszusetzen oder zu konstruieren. Wenn er sich für Schulbildung einsetzt, dann natürlich immer auch verbunden mit dem Gedanken, dass die religiöse Sozialisation dabei das Primäringredienz von Bildung und Erziehung sein soll. Religion ist das Fundament, nicht das Sahnerhäubchen seines Bildungskonzepts.

Melanchthon bekam den Ehrentitel „Praeceptor Germaniae“ (so zeitweise später übrigens auch Karl Jaspers) wegen seiner enormen Aufbauleistungen für Gymnasien und Universitäten, sowie seinem unermüdlichen Einsatz für ein philologisch und historisch fundiertes Quellenstudien (gelobt u.a. von Erasmus von Rotterdam), basierend auf einer Schulpflicht für alle verbunden mit elementarem Sprachunterricht. Seinerzeit war das revolutionär. Das Erlernen von Sprachen gilt dem Humanisten Melanchthon als unverzichtbar. Lernen und Lehren (beides) ist für ihn dabei eine Form von Gottesdienst, steht also nicht nur in dessen Vorfeld. Dabei ist das fundierte historische Wissen wichtig, denn Protestantismus ohne ein kritisches Geschichtsbewusstsein ist in reformatorischer Perspektive undenkbar (gerade auch wenn es um Bewusstseinsdeformationen geht, wie sie die Reformatoren scharfsichtig wahrnahmen). Die Frage nach der Geschichte ist konstitutiv für das eigene Selbstverständnis und ermöglicht es, die Gegenwart kritisch zu deuten und verantwortlich zu gestalten. Der humanistisch geprägte Geschichtshorizont geht dabei auch hinter das Christentum zurück. Neben Jerusalem finden sich Athen und Rom im Fokus des Interesses.

Am 28. August 1518 hielt Melanchthon in der Wittenberger Schlosskirche seine berühmt gewordene Antrittsvorlesung »De corrigendis adolescentiae studiis« (Über die Umgestaltung des Studiums der Jugend) als Lehrstuhlinhaber für griechische Sprache. In dieser Vorlesung verweist Melanchthon auf das Ideal der *honestas* und

meint damit keine exklusiv christliche Tugend. Als ethisches Leitideal zielt *honestas* dabei nicht bloß auf Ehrlichkeit im Umgang mit Geld, Finanzen, Steuern, Mieten oder Gehältern. Der ökonomische Aspekt ist vergleichsweise harmlos. *Honestas* im Umgang mit gedanklichen Positionen bedeutet, diesen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dazu *ad fontes* zu gehen um sie von Grund auf in ihrem Kontext zu verstehen. *Honestas* hat somit eine elementar bildungshermeneutische Funktion: Sie relativiert den eigenen Standpunkt mit seinen gegenwärtigen Idealen und versteht das Vergangene im Kontext seiner eigenen Voraussetzungen. *Honestas* führt somit auch zu einer anderen wichtigen Tugend: der *fairness*, insbesondere im historischen Urteil.

Honestas impliziert aber auch Redlichkeit im Umgang mit der eigenen Lebensgeschichte und Kollektivgeschichte. Wer im Angesicht der *beneficia Christi* sein Leben führt, kann seine Schuld frei heraus bekennen. Das war Melanchthons fester Glaube. Schuld zu verschweigen wäre dabei ebenso sinnlos wie umgekehrt sie krampfhaft zu fixieren und als unvergebar zu betrachten. Darin läge Gotteslästerung, denn Gott selbst steht hinter Christi Sühnetod am Kreuz, dessen vermeintliche Ohnmacht gegenüber unserer Schuld und Sünde gewissermaßen auch eine hybride Überschätzung der Macht unserer Bosheit wäre. Die Wohltaten des Gekreuzigten zu verleugnen wäre schlimmer als die eigene Schuld zu verkennen, deren Dimension erst eschatologisch angemessen in den Blick kommen kann. Die Abkehr von der Leitidee der *honestas* kann sich in verzweifelter Fixierung von Schuld manifestieren, aber auch umgekehrt in eitler Selbstgerechtigkeit, die sich über andere erhebt und den geschichtlichen Kontext ausblendet. Die Abkehr vom Wort Jesu „Richtet nicht, auf das ihr nicht gerichtet werdet!“ (Mt 7,1) ist dabei mittlerweile zur Leitmaxime auch vieler Aktivisten der Gegenwart geworden. Richten, abkanzeln, diffamieren, verurteilen und unterstellen tritt hier an die Stelle des ernsthaften Verstehens. Die Fähigkeit, ernsthaft, wirklich und ehrlich den anderen verstehen zu wollen, ist in heutigen Debatten und Streitgesprächen kaum mehr zu finden. Die Unfähigkeit, sich anders gelagerte Positionen überhaupt noch anhören zu wollen, ist heute freilich noch stärker ausgeprägt als im 16. oder 19. Jahrhundert. Der Horizont ist enger geworden, die Intoleranz hat erhebliche Fortschritte gemacht und bestimmt gegenwärtige Kontroversen.

Wer schützt den wissenschaftlichen Diskurs vor sich selbst, wer schützt uns Theologen vor der *rabies theologorum* (der Streitwut der Theologen), die, wenn es in der Sache kracht, auch vor Verunglimpfungen des theologischen Gegners nicht zurückschreckt und auch tiefe Freundschaften über Nacht zerbrechen läßt? [4] Auch die Bildung scheint nicht immer ein wirksames Heilmittel, um Konsens und Friedfertigkeit zu erzeugen. Bildung kann aber immerhin zur Reflexion des eigenen Standpunktes führen, statt zur Verabsolutierung einer bestimmten Position. Der Konflikt ist dann unlösbar, wenn der Gegner bestimmte Bildungsvoraussetzungen nicht teilt und vielleicht auch gar nicht teilen will. Die Einführung der Schulpflicht ist demgegenüber ein wichtiger, notwendiger, aber nicht immer hinreichender Schritt. Heute ist *honestas* in Form redlichen Umgangs mit gegensätzlichen Positionen rar geworden. Bildung im Horizont der *honestas* beinhaltet die Option der Fairness gegenüber anderen Epochen und die Relativierung des eigenen Standpunktes, wobei das Alte, z.B. die Gültigkeit mosaischen Gesetzes, ebenfalls in seiner historischen Begrenztheit gesehen, dh nicht absolut gesetzt wird. [5]

Honestas meint in einer dritten Perspektive aber auch den reflektierten

Sprachgebrauch, der nach Melanchthon durch Übung und Gewohnheit gewonnen werden kann. Im Erlernen der Fremdsprache wird mir auch die eigene geläufiger, auch in ihren Grenzen und Vorzügen. *Honestas* im Blick auf den Sprachgebrauch heißt dann: Ich weiß, wovon ich rede, und ich gebrauche die Begriffe, die ich verwende, nicht sinnwidrig oder („tricky“) in einem unbestimmt offenen Sinn. An die Stelle der *honestas* tritt heute oft ein ungeschichtliches, unfaires Urteil, im Verbund mit Selbstgerechtigkeit, wie sie jeder *cancel culture* als elementares Ingredienz zueigen ist. Oft wird die kritische *Selbstreflexion* durch *Fremdschämen* ersetzt. Von einer solchen primitiven Geschichtshermeneutik des Sichreinwaschens ist Melanchthon glücklicherweise noch sehr weit entfernt. Doch man kann auch hier von ihm lernen. *Honestas* bietet ein Gegenmodell zur *cancel culture* und sie impliziert dabei auch, die Grenzen, Schwächen und Verkehrungen der eigenen Gegenwart im Blick zu haben. Bildung ist eine Waffe gegen das unreflektierte Abkanzeln von Andersdenkenden.

Für Luther und Melanchthon erschien der scholastisch latinisierte Aristoteles als ein Problem, eine Erblast und ein Hemmnis für unbefangene Bildung. Dennoch ging Melanchthon nie dazu über, den Aristotelismus insgesamt abzukanzeln und zu verbannen; auch aus seiner Ethik kann man lernen, weshalb gerade der ältere Melanchthon wieder verstärkt auf Aristoteles zurückgegriffen hat. Die humanistische Bildungsethik sucht den Anschluß an die Antike. Der Mensch soll *ad fontes* gehen, zu den Quellen selbst, um sich authentisch in seinem geschichtlichen Zusammenhang zu verstehen.

Der Däne Søren Kierkegaard stellte gut 300 Jahre später (1844) heraus, dass der Mensch verzweifelt, wenn er seinen geschichtlichen Kontext phantastisch überspielt. Der Einzelne ist nicht abstraktes Individuum, sondern „er selbst und das Geschlecht“, wie er sagt. Der Mensch steht somit in einem geschichtlichen Zusammenhang („historische nexus“, wie es im Dänischen heißt [6]), den er nicht (oder nur um den Preis der Verzweiflung an sich selber) überspringen kann.

Melanchthon begreift diesen Geschichtszusammenhang von seinen antiken Wurzeln her, Athen und Rom. Das Bildungskonzept ist bei ihm zweifellos humanistisch ausgerichtet. Die Obrigkeit trägt dabei nicht nur für die Universität Sorge, sondern auch für die Religion (das Christentum), und zwar auch für die erste Tafel des Dekalogs (nicht nur die zweite, sozialetisch fokussierte). Fazit: Die Fürsorge der Obrigkeit ist hier im 16. Jh. noch nicht auf die positive Freiheit von Wissenschaft und Lehre kapriziert, sondern auf die positive Freiheit und Ausübung der christlichen Religion. Toleranz kann und muss es (auch schon hier im 16. Jh.) geben, aber durchaus nicht im modernen, tendenziell nivellierenden Sinn, sondern unter der selbstverständlichen Prämisse der Akzeptanz des Glaubens an den dreieinigen Gott, d.h. eines der „forma Christianismi“ [7] entsprechenden Gottesgedankens.

(2) Wilhelm von Humboldt (1767-1835)

Im neuhumanistischen Umfeld W.v.Humboldts sind vor allem Fichte und Schleiermacher [8] mit maßgebend. Bereits Kant (1798) [9] reflektiert auf die Stellung der Philosophie, insbes. auch der Religionsphilosophie, im Kontext der Universität. Sein Konzept von Aufklärung (*sapere aude!*) zielt auf fachliche Integrität und Emanzipation von Bevormundung durch Kirche und staatliche Obrigkeit. So im

Streit der Fakultäten, seiner Kampfschrift von 1798, die sich vor allem gegen Ein- und Übergriffe der Preußischen Zensur wandte. Ihm ging es nun um die Freiheit der akademischen Forschung und Lehre im Ganzen, nicht mehr wie bei Luther 1523 [10] um die Publikation von religiösem Schrifttum, Bibelübersetzungen (NT deutsch) etc. Die Leitfrage Humboldts war, welches Organisationsmodell den Geist der akademischen Freiheit am besten gestalten und repräsentieren könnte, statt ihn auszutrocknen und zu kasernieren. Mit dem Aufbau der Berliner Universität 1809/10 ergab sich die Gelegenheit zu einem groß angelegten Neuentwurf, der die Impulse der Konzepte von Kant, Fichte und Schleiermacher in sich aufnehmen sollte, orientiert am neuhumanistischen Bildungsideal Wilhelm von Humboldts. Besonders spannend war die Frage, wie sich der Staat als zentraler Raum- und Geldgeber zu ihr verhalten sollte. Nach der Melodie zugelassener Freiheit? Oder eben doch etwas basaler nach dem bekannten Motto (für die dort Arbeitenden): „Wes Brot ich ess, des Lied ich sing“ [11].

Humboldt hat sich bekanntlich für das erste Modell entschieden. Er entwickelt hier das paradoxe Konzept einer *unabhängigen Abhängigkeit* der Universität vom Staat. Ein kreatives, aber anlagetechnisch auch riskantes und *prekäres* Modell (nach Humboldt gibt es nicht nur einzelne, für sich privat in ihrer befristeten Gelehrtenstellung im Prekariat befindliche Mitarbeiter, sondern die Universität *als Ganze* befindet sich in einer prekären Situation [12]). Der Staat soll die Mittel bereitstellen, aber sich sodann aus dem Geschäft der Uni heraushalten – Mitwirkung bei Berufungen ausgenommen –, ihr ein freies, autonomes Wirken zugestehen, in Selbstbestimmung und Selbstverwaltung: eine Welt für sich. Die höchste Form der Fürsorge und Stützung des Staates besteht somit paradoxerweise in seiner geflissentlichen Selbstzurücknahme. Je weniger er mitmischt und reglementiert, umso besser steht es um die Uni. Inhaltlich befindet sich bei Humboldt die Uni auf dem höchsten akademischen Niveau (nicht degradiert durch über ihr stehende Akademien); sie *vermittelt* nicht nur beides, Forschung und Lehre, sondern sie *vereint* es zugleich im lebendigen Vollzug.

Ein grandioses Modell. Ein großartiger Entwurf. Eine Idee, mit welcher der Träumende jedoch nicht im flauschigen Federbett reiner Wissenschaft aufwacht, sondern in der rauhen Wirklichkeit des Staates. Der Staat ist es, der die Universität stark machen will (um ihrer selbst willen, nicht um seiner selbst willen wohlgermerkt), aber bitte *nicht zu sehr*, denn ein Übermaß der an sich guten Freiheit könnte übermütig machen und sich gegen ihn selbst wenden. Andererseits ist und bleibt sich die Universität ihrer eigenen Idee bewußt und versucht sie gegen verlotterte und erstarrte Formen lebendig zu erhalten.

Der Aufbau einer Universität in Berlin um 1810 war einerseits Verlegenheit und politische Notwendigkeit, also weder Spiel noch Spaß, andererseits aber immer auch eine Herzensangelegenheit für viele und zugleich eine Chance für Preussen. Jaspers meint später allerdings, es sei eine *vertane* Chance gewesen, glaubt aber, Humboldt hatte (und hat!) im Ansatz durchaus recht. Sein Ausgangspunkt ist der Vorrang von Vernunft und Freiheit, die Emanzipation der Wissenschaften von Zensur und staatlicher und sonstiger externer Einmischung. Was Kant 1798 im *Streit der Fakultäten* entwirft, betrifft zunächst vor allem die Autonomie der *Philosophie*, insbesondere der Religionsphilosophie, gegenüber der staatlichen Zensur, wird aber nun ausgeweitet auf das Ganze des Fächerkanons der Universität (die im Idealfall eine „Volluniversität“ ist, wie das ja auch für die JGU Mainz gilt).

Über Humboldt wird diese Autonomie zum Lebenselixier der neuen Universität. In Art.142 der WRV (1919) heißt es präzise, wenngleich etwas lakonisch: „Die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei. Der Staat gewährt ihnen Schutz und nimmt an ihrer Pflege teil.“ Dies ist (in anderer Positionierung, unter den Grundartikeln) 30 Jahre später aufgenommen in die Verfassung der BRD Art. 5 (Abs. 3): „Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei.“ (Die Freiheit der Forschung wird hier, anders als in der WRV, explizit hinzugefügt.)

Schon für Wilhelm Humboldt war die Freiheit von Forschung und Lehre eine unabdingbare Wesensbestimmung nicht nur für die um 1810 neu zu gründende Berliner Universität, sondern für jede höhere „Lehranstalt“ [13].

Zur Realisierung dieser Idee fordert er die Umsetzung der paradoxen Maxime, dass der Staat gerade durch seine Zurückhaltung, durch Schaffung von Freiraum, seine Macht zugunsten der Wissenschaft realisieren soll. Eine phantastische Idee, die in der Realität auf Widerstände stößt - nicht nur in Berlin. In Berlin fühlte man sich einigermaßen sicher vor den Truppen Napoleons, des Weltgeistes zu Pferde (so Hegels geschichtsphilosophische Deutung), die 1806 der preußischen Armee eine empfindliche Niederlage zugefügt hatten, so dass die Universitäten Halle und Jena vorübergehend komplett schließen mußten. Dem Napoleonischen Modell von Fach- und Berufshochschulen eine Alternative entgegenzusetzen, war der Ansporn und Ehrgeiz gerade auch in Berlin, und dies wurde auch durchaus erfolgreich umgesetzt. Humboldts Leitidee war es, die Studenten in der Lehre an der Forschung selbst teilhaben zu lassen. Beide sind im Verbund zu begreifen, Forschung und Lehre; d.h. die Forschung ist nicht an Akademien, und die Lehre nicht an Fachhochschulen auszugliedern. Die Universität versteht sich als Forschungs- und Lehrgemeinschaft. Das Ethos des Staates ist geprägt von Großzügigkeit einerseits (was die Mittel angeht), und Toleranz und Zurückhaltung andererseits. Natürlich hat er Interessen, auch in Blick auf das, was an der Uni geschehen und herauskommen soll, aber er hält sich zurück – nicht aus Schwachheit, sondern im Gegenteil aus Stärke – nicht aus Dummheit, sondern aus Weisheit; nicht aus Blindheit, sondern aus Weitsicht. Andere in Frieden und Freiheit arbeiten lassen, sie gewähren lassen, ohne sich einzumischen, fällt schwer. Die Freiheit und Autonomie des anderen auszuhalten, ist eine Zumutung. Im Sinne Humboldts kann und soll sich der Staat diese Selbstzurückhaltung auferlegen, auf Einmischung und Zensur verzichten, auch keine Verwertungsstrategien im Vorfeld anlegen. Im Sinne Humboldts lebt der Staat aus dem Vertrauen, dass die freie, ungegänzelte Universität die beste aller möglichen werden kann, wenn man sie nur läßt.

Für Humboldts Bildungskonzept im Ganzen sind fünf Aspekte hervorzuheben:

1. Bildung orientiert sich am Einzelnen und hat ihn als Person in seiner Individualität im Blick.
2. Bildung ist ein offener, lebenslanger Prozess, der nicht mit dem Examen endet.
3. Bildung zielt auf die Ausbildung der Humanität, die entwickelt werden muss.
4. Universalbildung hat den Vorrang vor Spezialbildung.
5. Bildung zielt auf organisches, statt partikular-analytisches, Bewusstsein.
6. Freiheit und Bildung: Bildung vollzieht sich am besten im Raum der Freiheit, den der Staat der Universität gewährt, indem er sich zurückhält („ohne ihn ging's eigentlich besser“).

[Vgl. hierzu auch die Charakteristika des Bildungsbegriff von Schleiermacher, der Humboldt weithin affin ist, in: J. Ochel, *Bildung in evang. Verantwortung*, 2001, 33]

Die Neugründung der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität hat einige dieser Vorgaben gut umgesetzt. Ob die Umsetzung vollends gelungen ist, kann man zurecht fragen. Karl Jaspers sieht sie kritisch. Wenn sie gescheitert ist, so ist damit allerdings nicht ihre Idee widerlegt, sondern nur ihre konkrete Umsetzung im Preußischen Königreich 1810ff. Karl Jaspers will an sie anknüpfen. Er wendet sich gegen alle, die in ihr ein leeres, undurchführbares Ideal sehen, eine abstrakte Idee, ein idealistisches Konzept, das nicht mehr in die heutige Zeit passt (1923ff).

(3) Karl Jaspers

Jaspers teilt den Ansatz von Humboldt [14], sieht ihn jedoch als maßgebliche Idee, die so noch nicht (also nie) verwirklicht worden ist: „Die gegenwärtige Aporie der Universität, weder dem einen noch dem anderen Prinzip [Freiheit von Wissenschaft und Lehre, Einheit von Forschung und Lehre] Genüge tun zu können, datiert aber nicht etwa daraus, daß Humboldts Universitätskonzept überholt ist, sondern daß es nur in Ansätzen und nicht in seiner vollen Tragweite und Konsequenz bisher verwirklicht worden ist.“ (390) Es ist somit ein offenes Desiderat. Noch deutlicher:

„Man identifiziert heute zumeist Wilhelm von Humboldts Universitätskonzept mit jenem auf halbem Wege stehen gebliebenen Versuch seiner ersten Verwirklichung, der Berliner Universitätsgründung, die dann zum Modell der Bildungsuniversität des vorigen Jahrhunderts wurde. Darüber ist der **schlechthin revolutionäre Sinn von Humboldts Universitätskonzeption verkannt und vergessen** worden. Denn Humboldts Konzept erschöpft sich nicht in dem Gedanken der Bildungsuniversität idealistisch-humanistischer Prägung, sondern stellt den ersten, heute noch verbindlichen Entwurf einer **dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit entsprechenden Universitätsgestalt** dar. Mit dem grundsätzlichen Postulat der Freiheit und Einheit von Forschung und Lehre hat Wilhelm von Humboldt diesem Geiste zum ersten Male eine ihm adaequate institutionelle Form zu verleihen unternommen. Die Prinzipien seiner Denkschrift »Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin« bedeuten nichts geringeres als die Proklamation der Grundrechte einer bis heute noch nicht verwirklichten modernen Universität.“ (KJG I/21, 387 HervWD)

Karl Jaspers knüpft an das Humboldtsche Modell an, versieht es aber mit dem Vermerk „never realized“, „never accomplished“, d.h. dass es eben nur zur Idee gelangt, aber nie voll umgesetzt worden ist, auch nicht an der später nach Humboldt umbenannten Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Es blieb Idee. Den Niedergang der deutschen Universität macht Jaspers nicht im Dritten Reich (1933ff) fest, sondern bereits in der Gelehrtenuniversität des 19. Jh.s. Das ist bemerkenswert.

Dabei bleibt für ihn das Universitätskonzept Humboldts eine unausgeschöpfte Goldgrube, bis heute mit Ehrfurcht gepflegt, oder eben mit Ehrfurcht beerdigt (aber jedenfalls „mit Ehrfurcht“). Jaspers wehrt sich dagegen, dass jenes Konzept heute (also im 20. Jh.) als obsolet und uneinholbar hochachtungsvoll ignoriert wird, d.h. mit

vorzüglicher Hochachtung und freundlichen Grüßen beerdigt, beigesetzt, und damit für tot erklärt, respektvoll versehen mit Kranz und Binde. Jaspers hat sich mockiert über die seinerzeit geläufige Formel „Humboldts Idee der Universität **trägt nicht mehr**“ (277 HervWD). Was heißt das? Und wer sagt das?

Die Tragfähigkeit seines Konzepts erweist sich an der Realisierbarkeit seiner Grundvorgaben, insbesondere der staatlichen Selbstzügelung. Humboldts Wort soll gelten: »Der Staat muß sich immer bewußt bleiben, daß die Sache an sich ohne ihn viel besser gehen würde.« (186 cf.369) Die hier geforderte Zurückhaltung ist nach Jaspers beiderseitig. Die Universität insgesamt hält sich aus allen politischen Grabenkämpfen heraus (nicht nur den parteipolitischen), enthält sich übrigens auch nationaler Stellungnahmen, vereinfacht gesagt: der Universitätspräsident ist kein Mini-Bundespräsident.

Politischer Aktivismus ist nicht erlaubt, auch nicht für die „richtige Sache“. Parolen z.B. wie „Humboldt-Universität stands with Ukraine“ – „Die Humboldt-Universität zu Berlin verurteilt den Angriff Russlands auf die Ukraine“ sind demnach aus Jaspers' Sicht ein „No go“ (so konsens- und zustimmungsfähig derartige Bekenntnisse und Positionierungen auch sein und für den sozialen Zusammenhalt der Uni förderlich sein mögen).

Das Politische ebenso wie das Ideologische ist für Jaspers Gegenstand der Forschung [konkretisiert z.B. bei H. Arendt in ihren Totalitarismus-Forschungen; Anm.15], nicht selber Triebkraft und Tonangeber der Wissenschaft, die sich in ihrem parteipolitisch blinden, unbedingten Wissenwollen allein an der Wahrheit orientiert. (Jaspers notiert hierzu: Auch Sokrates habe sich, mit einer Ausnahme, aller politischen Stellungnahmen enthalten; cf. KJG I/21, 194.)

Der aus dem Johannes-Evangelium bekannte Spruch Jesu „Die Wahrheit wird euch freimachen“ (Joh 8,32) bedeutet dann im Sinn von Jaspers: Wissenschaftliche Wahrheitssuche wird euch frei machen von allen politisch kontingenten Fraktionierungen, frei machen von Ideologien [16], die den Zeitgeist dominieren, frei machen von der fixen Idee, die Wissenschaft selbst gefügig zu machen, um mit ihrer Hilfe politische Interessen mit höchster Autorität durchsetzen zu können.

Die konzedierte Lehrfreiheit des Wissenschaftlers ist nach Jaspers keine schlechthinnige, sondern eine bedingte: Er muss sich zurückhalten mit dezidiert tages- oder parteipolitischen Stellungnahmen, z.B. in Tageszeitungen.

(Dass z.B. auch Gutachten oder juristische, historische oder soziologische Analysen von Professoren nicht völlig frei von politischen Voten und Motiven sein können, ist für Jaspers ebenso klar wie seine Forderung an die Uni als ganze, sich bezüglich nationalpolitischer Stellungnahmen zurückzuhalten, und zwar auch dort, wo diese ganz auf „Regierungslinie“ liegen und einen echten Konsens der Professorenschaft widerspiegeln, also politisch betrachtet ganz unproblematisch sind.)

Die Beschränkung sollte im Idealfall als Selbstbeschränkung erfolgen: „Dem Glied einer Universität legt gerade seine eigentliche Lehrfreiheit Beschränkungen auf in bezug auf beliebige Meinungsäußerungen. Es ist wohl eine alte Tradition, daß Professoren politisieren. Sie ist im ganzen nicht rühmlich.“ (KJG I/21,194 cf.372-376, zit.374) Die politischen Aktivitäten der „Göttinger Sieben“ und von Max Weber werden von dieser Zurückhaltungsmaxime jedoch ausgenommen (KJG I/21,194).

Grundsätzlich sollten Professoren im Interesse ihres Amtes jedoch nicht politisieren, da dies als Mißbrauch ihrer Lehrfreiheit ausgelegt werden könnte.

Von Politologen und Soziologen wird man diese Zurückhaltung allerdings nicht in

gleicher Weise erwarten wie von einem Physiker oder Mathematiker (interessante Ausnahme: B. Russell, Cambridge Univ.). Bei Max Weber scheint für Jaspers ein Sonderfall vorzuliegen: „*Max Weber* war eine einzige unnachahmliche Erscheinung. Seine politischen Äußerungen waren selber Glieder eines großen geistigen Werks.“ (194) – Max Webers Vortrag *Wissenschaft als Beruf* (1917/19; als Aufsatz erw. 1922) hält Jaspers allerdings für sehr unbefriedigend, da er nichts über den Sinn von und die Erfüllung durch Wissenschaft sagt, somit eher abschreckt als sie attraktiv zu machen versteht (1923; KJG I/21, 68).

Ein erstes **Fazit**: Im 20. Jh. hat sich Karl Jaspers wie kein anderer der Frage gewidmet, worin die Idee der Universität besteht und wie sie zu realisieren sei. Gleich drei Mal hatte er sich dieser Thematik gewidmet – in einer immer wieder abgewandelten, aktualisierten Schrift über die Idee der Universität, veröffentlicht 1923, 1946 und 1961. Die Idee der Universität ist dabei das unersetzliche Leitmotiv. Sie besteht im Kern im sokratischen Impetus des „unbedingten Wissenwollens“. Ohne die Reflexion auf diese Leitidee sei alles pädagogische Bemühen letztlich umsonst, führe zu einem flatterhaften kurzatmigen Methoden- und Konzeptionswechsel, was schließlich in einer nihilistischen Preisgabe der Freiheit ende. So Jaspers 1931 in seinem lesenswerten Büchlein *Die geistige Situation der Zeit*, in dem er Kierkegaards Kulturkritik aufgreift und auf die Gegenwart der totalitären NS-Herrschaft hin aktualisiert.

Die Besonderheit der Universität liegt für ihn darin, dass sie keine höhere Schule, keine Schule höherer Bauart, sein soll, sondern ihre Eigenheit von ihrer Idee her zu erfassen hat. Hinter der Idee der Universität steht demnach die Frage nach einem Konzept, das der Universität als besonderer Bildungsinstitution zugrunde liegt, jenseits aller geographischen, nationalen oder epochebedingten Besonderheiten. Jene Idee wird also *übernational* begriffen, in gewisser Analogie zur Idee der Kirche, die sich ja auch nicht völkisch-national verstehen kann, ohne sich selbst radikal mißzuverstehen. Jaspers schreibt (1961):

„Die Universitäten aber als Institutionen sind staatliche Anstalten oder doch immer einer Nation gehörig. Die Universität erstrebt Wahrheit, sie will der Menschheit dienen, Menschentum schlechthin repräsentieren. Humanitas – wie oft und tief auch die Bedeutung dieses Begriffs sich gewandelt hat – gehört zu ihrem Wesen. Darum ist zwar jede Universität einem Volk eigen, aber sie strebt Übernationales zu erfassen und zu verwirklichen. Sie ist verwandt der Idee der Kirche. Aber sie besteht nicht durch zentrale Organisation und Lenkung, wie die katholische Kirche [durch das Lehramt des Vatikans], sondern zeigt sich (wie der Buddhismus) in der gegenseitigen Berührung durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Man erkennt sich gegenseitig als das gemeinsame Leben für die Wahrheit im Weltkampf und Wetteifer für das hohe Ziel. Darum hat die Universität als solche nicht im Kampf der Nationen Stellung zu nehmen.“ (KJG I/21,377). Oder noch deutlicher:

„[D]ie Universität ist keine Kirche, kein Orden, kein Mysterium, nicht der Ort für die Wirksamkeit von Propheten und Aposteln“ (KJG I/23, 43 [1923] cf. 141 [1946]; darin knüpft Jaspers an M. Webers Diktum an: »Politik gehört nicht in den Hörsaal«, das dieser in *Wissenschaft als Beruf* artikuliert hatte. Ihm zufolge gehört es zur intellektuellen Redlichkeit des Berufsgelehrten, nicht als Prophet und Demagoge mit politischen Stellungnahmen an die Öffentlichkeit zu treten [MWG I/17, 95 cf.97]).

„Sie [sc. die Universität] hat ihr Eigenleben, das der Staat frei läßt, aus der unvergänglichen Idee, einer Idee übernationalen, weltweiten Charakters wie die der Kirche. Sie beansprucht und ihr wird gewährt die Freiheit der Lehre.“ (KJG I/21, 109 [1946]) Eigenleben, Selbstverantwortlichkeit und Lehrfreiheit sind demnach hier im Zusammenhang zu begreifen, d.h. die Lehrfreiheit ist kein Freibrief zur Agitation und Verbreitung bzw. Übernahme von Ideologien.

Jaspers geht es dabei nicht einfach um die Reinerhaltung eines Ideals von Universität, wie es vor allem auf Kant, Fichte, Schleiermacher und Humboldt zurückgeht, sondern um ein spezifisches Bildungsethos, das an der Universität vorherrschen und sie von der Schule unterscheiden soll. Die Schule kann und darf sich (auch noch im Gymnasium) mit der (Re-)Produktion von Lern- und Lehrbaren zufrieden geben, und wenn sie es am Ende aller beidseitiger Strapazen geschafft hat, dem künftig womöglich Studierenden beizubringen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, hat sie schon einen Orden verdient.

Bei der Uni ist das nicht so einfach. Sie lebt von einer Idee, die sich nicht im Kleinklein des Stofflichen vermitteln läßt. Ihre Idee ist nach Jaspers beherrscht vom sokratischen Eros des Fragens und Suchens. Sie ist bestimmt von einem Bildungsethos, das die Reflexion auf die Grenzen des Gewußten und Wißbaren in sich schließt; also nicht nur auf Mäeutik beruht, dem Herauskitzeln der Wahrheit im offenen Dialog, sondern auch auf dem Wissen des Nichtwissens, also dem, was Kierkegaard (1841) als den Kern der sokratischen Ironie ausgemacht hat.

Die akademische Methode ist demnach eine, die darauf abzielt, den Schüler zu verwandeln, vom Fordernden zum Suchenden und Forschenden.

Einheit von Forschung und Lehre heißt somit, dass der Forschungsprozeß übergreift vom Dozenten auf den Studenten (Übergreifigkeit – hier ausnahmsweise im positiven Verständnis – der Forschung auf die Lehre), im Sinn einer freundlichen, nicht feindlichen Übernahme vorgestellt.

Worum es den Studenten gehen soll, ist es, in sinnvoller Weise Fragen zu stellen und Fragestellungen zu entwickeln, die das Seiende *in bestimmten Aspekten* erschließen. Jaspers geht mit I. Kant davon aus, dass das Sein selbst dem Forscher verschlossen bleibt, als letztlich unlüftbares und unverfügbares *Ding an sich*.

Die Verborgenheit der letzten Wahrheit lähmt jedoch nicht den Forscherimpetus, sondern stachelt ihn erst recht an, bei Jaspers wie schon bei Lessing. Forschen ist für Jaspers ein offener Prozess, der von dem Impetus eines Übergreifenden, Transzendenten lebt. Die Philosophie kann und will diese Offenheit nicht eliminieren oder überbrücken, indem sie eine Offenbarung voraussetzt, etwa im christlichen Sinn. [Hier ist Jaspers uneingeschränkt recht zu geben.]

Umgekehrt erlebt die Theologie diesen Verzicht auf positive Offenbarung und diese Unbestimmtheit als zutiefst unbefriedigend und vage. So konnte etwa der Basler Kollege von Jaspers, der andere Karl, Karl Barth, nicht ohne einen leicht süffisanten und abfälligen Ton vom „Jasperle-Theater“ sprechen, das da in den Nachbarräumen stattfindet. Diese Kritik mag nachvollziehbar sein, darf aber im historischen Vergleich nicht übersehen, wie noch viel weniger Transzendenzbezug etwa bei den fundamentalontologischen bzw. existenzphilosophischen Zeitgenossen M. Heidegger oder J.-P. Sartre möglich war.

Jaspers' Grundannahmen sind eindeutig: Die Universität ist weder praxisorientiert noch politisch ausgerichtet; sie dient allein der Wissenschaft als solcher.

Ihr Idealzustand ist der einer Autonomie, die der Staat zu schätzen und zu schützen weiß. Dreimal hat Jaspers dazu im Kern das Gleiche gesagt: 1923, 1946 und 1961 [17]. Zuerst 1923 vor 99 Jahren in der Krise der Weimarer Republik, die nicht mit einem Mangel an Demokratielust oder -verständnis zu kämpfen hatte, sondern viel basaler mit extremen Bürden, die auf ihr lasteten, auch ökonomischer und materieller Art. Dann ein zweiter Anlauf 1946, nach Ende des II. Weltkriegs, wo Jaspers in Heidelberg eine Vorlesung hielt zur Schuldfrage, u.a. angeregt durch einen Aufsatz seiner ehemaligen Doktorandin, Hannah Arendt, Jüdin – ebenso wie seine Frau Gertrud –, mit dem Titel *Organized Guilt* – Organisierte Schuld, bereits im Januar 1945 in den USA veröffentlicht.

Ein drittes Mal ging es um die Universitätsreform in den Fünfzigerjahren, wozu er seine *Idee der Universität* zusammen mit seinem Ex-Assistenten und Basler Nachfolger Kurt Rossmann veröffentlichte. Das Echo aller drei Einwürfe war vergleichsweise gering. Sein Impetus blieb immer der Gleiche: Vernunft und Freiheit im Ringen um die Wahrheit sollen die Universität beherrschen, nicht politische Grabenkämpfe, schon gar nicht tagespolitische oder parteipolitische Streitigkeiten und politische Ideologien. Sie gehören durchaus an die Uni, aber eben nur als Objekt der Forschung; ihr Ort ist nicht die Brusttasche, sondern (medizinisch gesprochen) der Seziertisch. Jaspers bleibt seinem Grundsatz treu: Die wissenschaftliche Grundorientierung an der Wahrheit transzendiert und sprengt alle Ideologien, nationale Interessen und Eigenheiten.

Der Impetus der Universität liegt im unbedingten Wissenwollen, bei Jaspers echt sokratisch verstanden und mit Kants Unterstützung in vernünftige Grenzen getrimmt, die eben zugleich die Grenzen unserer Vernunft sind. Die Uni lebt von jenem unstillbaren Trieb, nach der Wahrheit zu fragen. Es geht nicht darum, Wissen schwarz auf weiß - womöglich digital auf kleine USB-Sticks gebündelt, jederzeit abrufbar - nach Hause zu tragen. Es geht auch nicht um Verwertbarkeit, Brauchbarkeit und Anwendbarkeit [18].

Was daraus wird, was damit gemacht werden kann, was mithilfe von Erkenntnis hergestellt werden kann, ist eine durchaus interessante und legitime Frage; aber sie steht überhaupt nicht im Vordergrund des unbedingten, ursprünglichen Wissenwollens. Diesem geht es einfach nur um sich selbst. Es lebt aus sich selbst. Es schaut darauf, dass jeder in einem konkreten geschichtlichen Kontext lebt, und im Blick auf historische Erkenntnis die Frage nicht ausgeklammert werden darf „wie es eigentlich gewesen“ ist (Leopold von Ranke, 1824). Dieses Interesse an der Wahrheit versteht sich als Gegengift zu einer ideologisch formatierten Weltansicht, die sich die Wirklichkeit passend zurechtlegt.

Im Versuch, sich die Wirklichkeit zurechtzuformen, zeigt sich die Tendenz zur Selbstbehauptung im fake-geleiteten Gehäuse der je eigenen Ideologie. Dabei gibt es nicht nur schwarz und weiß, hier der die Freiheit der Wissenschaft erstickende Totalitarismus, dort das vollendet verwirklichte Ideal einer schlechthin frei forschenden Universität. Gerade im Bestreben, die Freiheit zur Vollendung zu bringen, liegt die Gefahr des Rückumschlagens in Intoleranz und totalitäre Strukturen. Die Verzweiflung an der akademischen Freiheit offenbart sich in der Verweigerung des offenen Diskurses. An seine Stelle tritt die Verwerfung, die Verweigerung, die Ablehnung. Der Selbsteinschluß intoleranter Positionen im Gefüge einer umfassenden Toleranz ist heimtückisch. Die Alternative, intolerante Positionen

apriori aus dem Diskurs auszuschließen, ist nicht weniger fatal. Das Toleranzdilemma ist nicht wirklich lösbar. Für Jaspers kann es diese Toleranz nur geben auf der Basis eines gemeinschaftlichen, offenen Ringens um die Wahrheit. Das ist idealtypisch gedacht. Im Hintergrund steht bei ihm immer die Idee eines ursprünglichen Wissenwollens, das nicht nur die Triebkraft darstellt, sondern zugleich die Idee der Universität ausmacht.

Im Vergleich zur Wissenschaft ist eine Schwangerschaft eine harmlose Sache mit zeitlich terminierbaren, absehbaren Ende. Die Teleologie der Wissenschaft scheint weniger absehbar, und in ihren Nestern liegen auch viele faule Eier. Es gibt keinen *highway zur aletheia*, aber doch – so Jaspers – in jedem echten Wissenschaftler einen Drang zur Wahrheit und zur Redlichkeit. Die Universität lebt von dieser Idee, und sie ist kein über den Köpfen schwebendes Abstraktum, sondern wird in den Forscherpersönlichkeiten lebendig und nur durch sie (dieser Gedanke vereint Humboldt und Jaspers).

Die Verwirklichung der Idee hängt an bestimmten Voraussetzungen, kurz gesagt: an einem Staat, der es ernst mit ihr meint: mit der Freiheit von Forschung und Lehre; der die Universität in ihrer Autonomie sich selbst gestalten lässt, an langer Leine; zugleich aber nicht spart, wenn es um ihre Mittel geht, materiale Voraussetzungen ihres Schaffens und Wirkens. Wichtiger unter den Voraussetzungen sind die konkreten Menschen, die sich in ihrem Dasein als Forschende begreifen, im Kontext eines unbedingten Wissenwollens. Hier, beim Einzelnen, den einzelnen Forschenden, setzt die Ethik konkret an, wobei Jaspers die *Tapferkeit* in den Vordergrund stellt. Das unbedingte Festhalten am Suchen nach der Wahrheit vollzieht sich nicht kampfflos und konfliktfrei, daher ist Mut und Tapferkeit gefragt. Wissenschaft ist nichts für Weicheier. Wenn man zudem die Verschiedenheit der Begabungen hinzunimmt, fallen mindestens 98% aller Menschen für die Wissenschaft als Beruf weg. [19] Das ist schade, liegt aber in der Natur der Sache.

Die Wissenschaftler sind seiner Ansicht nach (als verbeamtete Professoren) nicht primär dem Staat verpflichtet, sondern dem Kollegium und der Idee der Universität (sie haben also nach Jaspers einen Sonderstatus innerhalb der Beamtenschaft, was ihr Loyalitätsgefüge angeht.) Sie sind und bleiben *Einzelkämpfer* (paradoxe Weise können sie auch erst in der Gemeinschaft ihre Einsamkeit erfahren), trotz ihrer Einbindung in eine Korporation, in eine Körperschaft des öffentlichen Rechts. Diese Korporation versteht sich als Verwirklichung einer Idee, die nicht nur die jeweilige Universität und ihren spezifischen Geist transzendiert, sondern auch die Grenzen von Volk und Nation. Dies habe, so Jaspers, die Uni mit der Kirche gemeinsam. Sie existiert von ihrer Idee her in einem nicht nur **internationalen**, sondern **transnationalen** Raum. Sie ist nicht einem bestimmten Volk oder Staat verpflichtet, sondern ihrer Idee. Der Staat tritt zurück, stellt sich in den Hintergrund ihres Forschens und Wirkens, schaut ihr gleichsam über die Schulter, aber er fingert nicht hinein, weist nicht an. Der Staat garantiert den Freiraum ihres Wirkens. Es ist frei (so im Grundgesetz der BRD Art.5). Diese Freiheit kann er nicht hervorbringen, aber immerhin schützen. Erstens durch ideologische und politische Selbstzurücknahme im Blick auf Inhalte und Ziele der Forschung, zweitens durch die Ermöglichung eines freien wissenschaftlichen Diskurses. Der Staat hat die Aufgabe, von der er sich nicht dispensieren kann, den Freiraum der Wissenschaft zu schützen,

auch im Blick auf gesellschaftliche Tendenzen, die mit gefestigter, vorgefertigter, zeitgeistaffiner Wahrheit das Gebäude der Universität für sich einnehmen wollen, mit dem Ansinnen, Andersdenkenden die Teilnahme am Diskurs zu verwehren. Diese Gruppen sind nicht zu unterschätzen, auch wenn sie bei näherem Hinsehen sehr beschränkt sein mögen (auch zahlenmäßig). Penetranz tritt an die Stelle von Größe und Intelligenz. Im Namen einer vorgeblich toleranten Gesellschaft werden Andersdenkende mundtot gemacht. Starkes Selbstbewußtsein tritt an die Stelle des starken Arguments. Diskursunfähigkeit wird zum Markenzeichen jener Aktivisten, deren Bemühen um Erkenntnis von Wahrheit – wenn man dies denn unterstellen will – hier nur im politisch zielorientierten Horizont stattfinden soll. An die Stelle des offenen Diskurses tritt die Feier des eigenen Rechthabens, das verkrampfte Fixieren einer aller Kritik enthobenen Position. Argumente sind hier nur noch Verzierung, so wie Girlanden in Faschingssaal. Was zählt, ist Leidenschaft, Durchsetzungswille und die Fähigkeit, andere einzuschüchtern. Die leidenschaftliche Fixierung auf die eigene Wahrheit im Verbund mit dem Ausschluß Andersdenkender (gleichsam als Ketzler) versetzt uns zurück in frühmittelalterliche Machtstrukturen. Die Alternative lautet: Bejahung der eigenen Aufklärungstradition, oder zurück zur Voraufklärung als Alternative zu Vollendung der Aufklärung, die sich barrierefrei offenbar nicht mehr verwirklichen läßt oder im postmodernen Rückwärtsgang aus dem Blick geraten ist. Offenbar sind Aufklärung und Moderne (einschließlich Menschen- und Völkerrecht) nicht auf Ewigkeit hin in Gang gesetzt, keine Selbstläufer, sondern womöglich nur ein Intermezzo im ideologischen Fernreisezug der Menschheit. Jaspers behält dennoch seinen Glauben an die Idee der Universität, an ihre dauerhafte Berechtigung, und an den Auftrag an den Staat, sie zu unter allen Umständen zu schützen und ihr Freiraum zu gewähren. Die Universität ist im Spektrum der Bildungsethik für ihn nicht zu ersetzen, weil eben nur hier das menschliche Verlangen nach Wahrheit in unverstellter Weise zu sich selbst kommt.

Die Schule (z.B. als Elementarschule oder höhere Schule) gewährt Unterricht, sie darf Fertiges vermitteln, stellt noch nicht in den offenen Raum des Suchens und Ringens nach Wahrheit. Sokrates und Kant grüßen sie gleichsam nur aus der Ferne, ohne ihren Anspruch von Wissenschaftlichkeit in sie zu legen. Die Schule muß noch nichts von dem ursprünglichen Wissenwollen wissen, das im Menschen angelegt ist, letztlich als ein faustisches Streben nach der Erkenntnis dessen, was die Welt im Innersten zusammenhält, nach dem Fingerabdruck der Schöpfungsgedanken Gottes, nach der absoluten Transzendenz. Dieses philosophische Grundinteresse, das anders als die Theologie von keiner geschichtlichen Offenbarung auszugehen hat, macht bei Jaspers den Nährboden der Idee der Universität aus.

(4) Einheit in Vielfalt: Ut omnes unum sint – zum Miteinander von Einheit (der Wahrheit) und Vielfalt (Diversifizierung der Forschungszugänge)

Das Bild, das Jaspers von der Universität und ihren Wissenschaften zeichnet, kann man sich am besten durch das Leitmotto der Mainzer Universität deutlich machen, neugegründet 1946 in der französischen Besatzungszone: *Ut omnes unum sint*. Es handelt sich um ein Zitat, das Johannes dem scheidenden Jesus in den Mund gelegt hat (Joh 17,21). Drei Deutungsmodelle will ich kurz vorstellen:

1. Der ursprünglich johanneische, biblische Aussagehorizont: In seiner originär *theologischen Deutung* meint dieser (Halb-)Satz eine Bitte oder einen Aufruf, eins zu sein. Dabei geht es nicht um ein Einswerden von verschiedenen, sondern um das Einswerden von mehreren (sc. Jüngern), die im Grunde bereits eins sind. Die trinitätstheologische Basis dieser Einheit ist die im Geist sich vermittelnde Einheit von Vater und Sohn. Jesu Willensbekundung, seine Jünger mögen eins sein, ist somit keine *creatio ex pluralitate / diversitate*, sondern *ex unitate*. Die vorgängige Einheit wird als künftige eingeholt. Diese Einheit ist Wiederholung eines Verhältnisses, in dem Jesus selber steht und das darum jeden einbezieht, der durch den Glauben in einem inneren Verhältnis zu seiner personalen, in sich mehrgliedrigen Wirklichkeit steht; *ut unum sint*, heißt also: Teilhabe an einer inneren Relation, die Verschiedenes in seiner Einheit begreifen läßt. Das ist relational gedacht, und eminent theologisch zu verstehen. Es klammert die Verschiedenheit der Konfessionen, Religionsschattierungen und Glaubensspielarten nicht aus, relativiert sie jedoch im Blick auf ein vorrangiges, immer schon zugrundeliegendes Einssein. Jesu hohepriesterliches Gebet rekurriert auf dieses Einssein, das nicht nur als Ideal oder als Idee, sondern als personale und theologische Wirklichkeit gegenwärtig wird. Gebet als Vergegenwärtigung von Einheit, einer Einheit, die sich nicht machen läßt, aber schon da ist, ohne dass wir sie äußerlich greifen könnten. Soviel zum Ursprungssinn der Bekundung *Ut omnes unum sint* von Joh 17,21-23.

2. Das zweite Auslegungsmodell hat seine zeitgeschichtliche Relevanz im kämpferischen Miteinander der Nationen, die sich gegenseitig zerfleischt und an den Abgrund gebracht haben. Bereits 1946 konnte die Mainzer Universität wieder eröffnet werden. Das Leitmotto *ut unum sint* wurde seinerzeit *antinationalistisch* gedeutet, als Aufruf zur Völkerverständigung und Überwindung von Ressentiments, z.B. der intensiven Erbfeindschaft zwischen Deutschland und Frankreich. *Ut unum sint* kann dann nur heißen: Wissenschaftler aller Länder sollen vereinigt sein im friedlichen Erforschen der Wahrheit, einem Forschen, das sie verbindet und im Letzten eint. Subjekt wäre demnach die Vielzahl der Völker und Nationen: *omnes gentes unum sint in exploratione veritatis*.

3. Die verschiedenen Zugänge zu der einen Wahrheit und ihr kommunikatives Miteinander: Von K. Jaspers' *Idee der Universität* her wäre eine dritte Auslegungsvariante plausibel: Subjekt sind demnach die Wissenschaften in ihrer Pluralität und Diversität, vertreten durch Forschende und Studierende, die in ihrem unbefangenen, freien Suchen nach Wahrheit eins sind. Das Eine begründet demnach die Zielrichtung des unbedingten Wissenwollens, in der Ausrichtung des Menschen auf eine Wahrheit, die nur im Horizont der Transzendenz zu fassen ist. Dabei ist das Streben nach Wahrheit die Hauptsache, nicht das Bewußtsein, ihr in definitiver Form bereits habhaft zu sein. Jaspers bewegt sich hier auf den Spuren G.E. Lessings, und der Vorbehalt, dass wir dabei *die Welt niemals an sich selber* erkennen können, beruht freilich auf I. Kants Einsicht in die Verborgenheit des *Dings an sich*, die nur aspekthaft die Welt erkennen läßt – nicht so, wie sie an sich selber ist (in der Dimension ihrer Tiefe und Ganzheit), sondern nur so, wie sie sich für uns darstellt.

FUSSNOTEN

[1] Zumindest fehlt durch die bloße Wiederkehr (Wiederholung) des Gleichen das Element der *retractatio* (vgl. Augustin), d.h. eine reflektierte Stellungnahme zum seinerzeitigen Text. Kann man genau das Gleiche zweimal sagen? Schon dieselbe Vorlesung in gleicher Weise zweimal zu halten, ist schwierig und kostet Überwindung. Und noch unmöglicher ist es, eine alte Predigt unverändert in veränderter Situation ein zweites Mal zu halten.

[2] Über den Fall der britischen Professorin Kathleen Stock wurde in der Presse ausführlich berichtet, vgl. FAZ und NZZ (Alexander Kissler, 2.11.2021). Im Oktober 2021 musste sie ihre Professur an der Universität Sussex aufgeben. Die siegreichen Aktivistinnen sangen nach dem Rückzugs Stocks das Jubellied: „ding, dong, the witch is dead“. Reine gegen Unreine und Verräter? Oder Hexen gegen Hexen? War und ist K. Stock (wie auch M.-L. Vollbrecht) „transphob“ (und d.h. zurecht als Hexe „geoutet“)? Oder wurde etwa ihre Androphobie als Transphobie missverstanden? Jedenfalls ging es nicht einfach um nichts.

Der innerfeministische Streit zwischen Bio-Feministinnen (z.B. Alice Schwarzer) und Queer-Feministinnen (z.B. Judith Butler) reicht in der Tat tiefer als nur bis zur Verhältnisbestimmung von *sex* und *gender*. Es geht um das Menschenbild insgesamt (so, wie ja auch Gen 1,26f nicht bloß eine Aussage ist, die das Menschsein rein äußerlich bestimmt, wie z.B.: der Mensch ist ein Zweifüßler mit potentiell aufrechtem Gang), um sein sich zu sich selbst Verhalten im Horizont der Natur und Geschichte.

Die Zweigeschlechtlichkeit erscheint im heutigen Irrgarten der Geschlechterdebatte als etwas Sonderbares und Rätselhaftes, ein Relikt aus unserer Frühzeit. Im Miteinander der Wissenschaften (*ut unum sint*) sollte aber die biologisch-naturwissenschaftliche Weltsicht nicht apriori durch ein universitäres *Bekenntnis zur naturunabhängigen Diversität* ausgehebelt, ausgeblendet und abgewehrt werden.

Geisteswissenschaften, die diskursunfähig werden, haben am Ende ein Problem auch mit sich selber, wenn sie die eigene Lebenswirklichkeit samt ihrer biologischen Basis nur noch als Konstrukt begreifen. Der *homo faber*, der auch seine Geschlechtlichkeit vermeintlich frei produzieren kann, befindet sich in gefährlicher Nähe zu dem Irrtum, nur durch nachhaltige Manipulation (z.B. hormoneller oder operativer Art) sich selbst verwirklichen zu können.

[3] Vgl. Stupperich III,69 sowie Ph. Melanchthon, *Glaube und Bildung*, hg. G.R. Schmidt, Stgt: Reclam 1989, S.8

[4] Als Beispiel könnte man erinnern an den theologischen Streit zwischen K. Barth und E. Brunner über Natürliche Theologie, der 1934 zum Zerschlagen der Dialektischen Theologie geführt hatte. - Der Grund des Zerwürfnisses der anfänglichen „Kampfgemeinschaft“ zwischen Jaspers und Heidegger ist nicht in ihrer gemeinsamen Zuneigung zu Hannah Arendt zu finden, sondern in der ideologisch-politischen Frage, ob man in Hitler und dem NS ein Fanal für Deutschland und seine Wissenschaftskultur sehen sollte oder einen gefährlichen, menschenverachtenden Irrweg. Markant ist hier Heideggers berühmte Freiburger Rektoratsrede von 1933, mit der spätestens die Freundschaft und Kampfgemeinschaft beider zerbrochen war.

[5] So übrigens auch Luther in seiner Schrift von 1526 *Eine Unterrichtung, wie sich die Christen in Mose sollen schicken*. Demnach ist das ganze (!) mosaische Gesetz abgetan, d.h. es ist nicht allgemein für jeden und jede Zeit gültig. Der im AT enthaltene Dekalog (Ex 20; Dtn 5) bezieht nach Luther seine Relevanz und Gültigkeit nicht aus der Tatsache, dass er in der Bibel steht, sondern nur, weil er mit dem Naturrecht koinzidiert.

[6] „historische nexus“, dt. geschichtlicher Zusammenhang, vgl. Vigilius Haufniensis alias S. Kierkegaard, *Der Begriff Angst* (1844): „Jedes Individuum nimmt in einem historischen

Zusammenhang seinen Anfang" (GW hg. Hirsch Abt.11,73; cf. W. Dietz: Sören Kierkegaard. Existenz und Freiheit, Ffm 1993, S.301 Anm.105).

[7] „forma Christianismi“ cf. Luther, *De servo arbitrio*, 1525. Der Streit von Luther und Erasmus um die rechte Erfassung des „Wesens des Christentums“ (in ethisch-pädagogischer oder anthropologisch-soteriologischer Perspektive) kulminiert in der Frage, ob anthropologische Grundfragen (wie z.B. die nach der Freiheit des Willens) assertorisch (so Luther) oder hypothetisch-skeptisch (so Erasmus) zu behandeln sind.

[8] Vgl. hierzu die Hinweise im Literaturverzeichnis, zu Schleiermacher v.a. die Monographien von U. Frost: *Einigung des geistigen Lebens*, 1991 und H. Fiege: *Schleiermachers Begriff der Bildung*, Hamburg 1935, sowie H. Fischer: *Schleiermachers Theorie der Bildung*, in: J. Ochel (Hg.): *Bildung in evang. Verantwortung...*, 2001, 129-150

[9] I. Kant, *Der Streit der Fakultäten* (1798), in der Akad.-Ausgabe Bd.VII oder Weischedel-Ausgabe Bd.6; separat: I. Kant: *Der Streit der Fakultäten*, hg. von Horst D. Brandt u. Piero Giordanetti, Hamburg: Meiner PhB 522, 2005.

[10] Vgl. den Anlaß zu Luthers Schrift „Von weltlicher Obrigkeit...“ (1523), das Publikationsverbot von Luthers NT-Übersetzung (September-Testament) in einigen Reichsprovinzen. Die Schrift ist um eine Begrenzung weltlicher Einflußsphären im Blick auf Religions- und Gewissensfreiheit bemüht. Darin liegt eine Kernfunktion der später sogenannten „Zwei-Reiche-Lehre“.

[11] „Wes Brot ich ess, des Lied ich sing“ (traditionsreiche Redensart, die bis in die Hofprophetie des AT / Alten Orients zurückverweist). Nun, solange es beim Singen von wohlgesinnten Liedern bleibt, denen der ungetrübte Geist der Huldigung und des leidenschaftlichen Lobes innewohnt, geht es ja vielleicht noch. Wenn jedoch die Abhängigkeit vom Geld dazu führt, dass man sich selbst vergisst oder verleugnet, einem dabei das Rückgrat gebrochen wird, dann spätestens sollte man diesem Brot Abstinenz erweisen. - Karl Jaspers hält das Modell staatlicher Universitätsfinanzierung für unverzichtbar, geht aber davon aus, dass die Finanzierung durch Stiftungen im Prinzip besser wäre, wenn sie denn funktionieren würde (zu Jaspers siehe das Folgekapitel).

[12] Zum individuell oft prekär situierten Universitätspersonal zählen insbesondere die Privatdozenten. Als Studierender (1976ff in München u.a.O.) habe ich aus dem Vorlesungsverzeichnis seinerzeit mit Vorliebe Veranstaltungen von Privatdozenten herausgesucht, denn „Privatdozent“ klang in meinen Ohren weitaus edler, besser und unverstaubter als „Ordinarius“; „Ordinarien“ oder „ordentliche Professoren“ empfand ich schon vom Titel her als bieder, spießig und abgestanden. Diese unbedarfte, sehr subjektive Einschätzung mit (tendenziell anarchischer) Vorordnung der Privatdozenten war allerdings eine reine Phantasiekonstruktion meinerseits, welche die wirkliche, oft prekäre, Lebenssituation der Privatdozenten sowie die faktische Macht und Vorherrschaft der Ordinarien nicht realistisch in den Blick zu nehmen wußte.

[13] Besser als „-anstalt“ mag klingen: „Lehrinstitut“ oder „Lehrinstitution“. Der Begriff „Anstalt“ impliziert womöglich Kasernierung, Enge und Unfreiheit, verbunden mit einer gewissen Geschlossenheit, die sich vom gesellschaftlichen und geselligen Kontext abhebt und abschottet, d.h. im Für-sich-Sein ihr Wesen vollendet; vgl. z.B. (ugs.) „Irrenanstalt“, „Besserungsanstalt“ usw.

[14] Vgl. bes.KJG I/21, 400 (1961): „Wilhelm von Humboldts Universitätskonzeption bildet heute noch das tragfähige Fundament einer dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit allein angemessenen Gestalt der Universität.“ Demnach wäre das Humboldtsche Konzept nicht nur vorbildlich, sondern auch alternativlos. Dass die Umsetzung im 19. und 20. Jh.

(nach Jaspers) gescheitert ist, besagt für ihn nichts im Blick auf die Gültigkeit und Relevanz jener Idee. – Jaspers' eigenes Konzept unterscheidet sich von Humboldt v.a. hinsichtlich der Betonung der *Kommunikation* im Medium des Geistes (cf. KJG I/21,9.18f.33-36; 1923).

[15] In diesem Sinn hat z.B. seine vormalige Doktorandin Hannah Arendt den Totalitarismus zum Gegenstand philosophisch-politologischer Forschung gemacht; vgl. ihr Werk *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* (1955; engl. NY 1951 *The Origins of Totalitarianism*).

[16] Wobei Jaspers nicht billig „gute Ideologien“ von „schlechten Ideologien“ unterscheidet, um für erstere freie Bahn im Wissenschaftsbetrieb zu bekommen. Der „Sündenfall“ besteht nicht erst dann, wenn *totalitäre* Ideologien eindringen, sondern überhaupt, wenn die Universität sich bestimmten ideologischen Vorgaben öffnet und sie programmatisch übernimmt. .

[17] Alle drei Fassungen seiner „Idee der Universität“ sind in Bd. 21 (I.Abt.) der Karl Jaspers-Gesamtausgabe enthalten und mit Fußnoten versehen; Herausgeber dieses 2016 erschienenen Bandes (KJG I/21) ist Oliver Immel. - Die zweite Fassung von 1946 (etwas stärker rezipiert als die erste und die dritte, 1961 mit K. Rossmann zusammen herausgegebene) erschien zudem 1980 noch einmal im Springer-Verlag, Berlin.

[18] So geht es im Theologiestudium nicht darum, fertige Pfarrer zu produzieren. Der Student soll sich vielmehr ganz auf die wissenschaftlichen Fragestellungen einlassen, ihre eigene Richtung, und nicht vorschnell nach beruflicher Verwertbarkeit oder Umsetzbarkeit zu fragen. Anders als die Sophisten fragt auch Sokrates nicht nach der Verwertbarkeit der Erkenntnis. Das Sokratische wird bei Jaspers zum Paradigma des unbedingten (nicht instrumentalisierten) Wissenwollens. Drei Momente sind für den sokratischen Impetus der Wahrheitssuche maßgebend: a) Es herrscht kein Herrschaftsgefälle, d.h. z.B. auch der Sklave kann zu gleicher Erkenntnis kommen wie der Herr; vgl. Platos Dialog Menon; b) Lehrer und Schüler bilden keine Hierarchie, sondern suchen gemeinsam nach der Wahrheit; c) Erkenntnisse werden nicht doktrinal vermittelt, sondern dialogisch gewonnen. Der Grundmodus sokratischen Philosophierens liegt in der Abwehr vorgefertigten, womöglich ideologisch überzimmerten Wissens, wobei die Wahrheitssuche, die alle starren Vorgaben infrage stellt, oft in Aporien endet: „Die sokratische Erziehung setzt ein **unendliches, fließendes Weltbild** und **lebendigen Geist** voraus und endet nicht mit Lehre und Spruch, sondern mit **Paradoxien** und dem Verweis auf die **absolute Innerlichkeit** des Religiösen mit dem Wissen des Nichtwissens.“ (1923, KJG I/21, S.22; HervWD)

[19] Im Anschluß an Schelling (1803, vgl. KJG I/21, IXf) vertritt Jaspers das Ideal der „Geistesaristokratie“, das sich seinerzeit auch bei Max Weber findet (vgl. MWG I/17, 79 cf. KJG I/21,312). Die Gruppe der ihr zugehörigen Menschen ist allerdings nicht soziologisch zu fassen; jedenfalls gehört zu ihr nur eine kleine Zahl der Studierenden; und so war es „wohl jederzeit“; d.h. Jaspers setzt keine Dekadenz des Bildungsniveaus voraus (215); 1961 entwickelt er den Gedanken der Geistesaristokratie nicht mehr im Rekurs auf Schelling, sondern mit Bezug auf Abraham Flexner (1930/32); vgl. KJG I/21, 345 (1961). Geistesaristokratie ist nicht elitär gedacht, bedeutet vielmehr, daß sie „jedem offen steht nach dem Maße seiner Begabung und seiner freien Selbsterziehung“ (KJG I/21, 215; April 1947). Jaspers bejaht demnach das Prinzip der „Auslese“, wobei diese durch eine möglichst geringe Zahl von Prüfungen erfolgen soll (Auslese selbstverständlich nicht nach irgendwelchen Ständeprinzipien oder Akzentuierung sekundärer Merkmale wie Rasse, Hautfarbe; Geschlecht, gender-Selbstzuschreibung, Volkszugehörigkeit ect.; Quoten sind freilich ausgeschlossen). Jaspers setzt mit Kant den Gedanken der *Einheit der Menschheit* voraus, so dass voraufklärerische Kriterien (Ständerepräsentation) für ihn komplett wegfallen. Der über-nationale Charakter der Universität (von ihrer Idee her) schließt ebenso auch Reflexionen auf nationale oder Volkszugehörigkeit bei jeder Auslese aus.

Literatur (in Auswahl)

Alt, Peter-André: Exzellent!? Zur Lage der deutschen Universität, München 2021
[Bestandsaufnahme und Perspektiven]

Anrich, Ernst (Hg.): Die Idee der deutschen Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neubegründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus, Darmstadt: WBG 1956

Ash, Mitchell G. (Hg.): Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten, Wien u.a. 1999

Becker, Carl Heinrich: Vom Wesen der deutschen Universität, Leipzig 1925

Brandt, Reinhard: Wozu noch Universitäten? Ein Essay, Hamburg 2011 [darin zu Kants *Streit der Fakultäten* S.63-69]

Fichte, J.G.: Über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit, in: GA I/8, 59-139

Fichte, J.G.: Deduzierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt, Berlin 1807; wieder in: GA II/II, 81-171

Frost, Ursula: Einigung des geistigen Lebens. Zur Theorie religiöser und allgemeiner Bildung bei Friedrich Schleiermacher, Paderborn 1991

Frost, Ursula (Hg.): Das Bildungsverständnis Schleiermachers und Humboldts im Kontext der Frühromantik, in: U. Barth / Cl.-D. Osthövener (Hg.): 200 Jahre „Reden über die Religion“, in: Schl.-Archiv Bd.19, Berlin u.a. 2000, S. 859-877.

Frost, Ursula (Hg.): Unternehmen Bildung. Die Frankfurter Einsprüche und kontroverse Positionen zur aktuellen Bildungsreform [Sonderheft der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik], Paderborn u.a. 2006; Beiträge von W. Frühwald, W. Jauß, R. Hans, R. Koselleck, J. Mittelstraß, J. Steinwachs

Habermas, Jürgen: Erkenntnis und Interesse (Antrittsvorlesung von 1965). In: ders.: Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘. Frankfurt/M. 1968, S. 146–168

Habermas, Jürgen: Die Idee der Universität – Lernprozesse. In: Zeitschrift für Pädagogik, Jg. 32 (1986), S. 703–718

Heidegger, Martin: Die Selbstbehauptung der deutschen Universität, Breslau 1933 [Freiburger Rektoratsrede; sie begrüßt die Machtergreifung Hitlers; führt zum definitiven Bruch der „Kampfgemeinschaft“ (1922) von Jaspers mit Hdg., der Jaspers' *Idee der Universität* abschätzig beurteilt, sie als komplett „belanglos“ einstuft, so K. Löwith 1933 mdl.]

Humboldt, Wilhelm von: Der Königsberger und der Litauische Schulplan (1809), in: ders.: Werke. Band 4: Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, Stuttgart 1966, S. 168–195

Humboldt, Wilhelm von: Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, 1809/10, in: GS X, 250-260; vgl. online-Edition <https://web.archive.org/web/20220117174543/https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/5305/229.pdf;jsessionid=5678C84573B2BD741E7ACA00B182FC9C?sequence=1>; vollständige Erstveröffentlichung: A. Harnack [Hg.]: *Geschichte der Königlichen Preußischen Akademie der Wissenschaften*, Bd. 2, Berlin 1900, 361–367

Jaspers, Karl: Die Idee der Universität, Heidelberg 1923

Jaspers, Karl / Ernst, Fritz: Vom lebendigen Geist der Universität und vom Studieren, Heidelberg 1946

Jaspers, Karl: Die Idee der Universität (1946), Berlin u.a. 1980

Jaspers, Karl: Die geistige Situation der Zeit (1931), insbes. S.107-114.122-132.149-151

Jaspers, Karl / Immel, Oliver: Schriften zur Universitätsidee, Basel 2016 [= Karl Jaspers Gesamtausgabe Bd.. I/21, Sigl.: **KJG I/21**; auch online: <https://www.hadw->

bw.de/sites/default/files/documents/3533-8_OA_KJG_I-21_Immel.pdf]; darin alle drei Fassungen von „Die Idee einer Universität“: Erstfassung 1923: S.1-67; Zweitfassung 1946: S.103-202; Drittfassung zus. mit K. Rossmann 1961: S.255-443

Kant, Immanuel: Der Streit der Fakultäten (1798), in: ders.: Werke in 6 Bänden, hg. von W. Weischedel. Band 6: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Wiesbaden 1964, S.261–393

Korsch, Dietrich / Sieg, Ulrich (Hg.): Die Idee der Universität heute, München 2005, 15-17

Melanchthon, Philipp: Glaube und Bildung [ausgewählte Texte lat.-dt., hg. v. Günter R. Schmidt], Stgt. 1989, S.134-221

Nüssel, Friederike: Evangelische Theologie in öffentlichen Diskursen – Beobachtungen und grundsätzliche Überlegungen, in: Jens Schröter (Hg.), Die Rolle der Theologie in Universität, Gesellschaft und Kirche. Beiträge des Symposiums der Wissenschaftlichen Gesellschaft vom 17.-19. September 2010 an der Theologischen Fakultät der Karls-Universität Prag, VWGTh 36, Leipzig 2012, S.71-84

Ochel, Joachim [EKU]: Bildung in evangelischer Verantwortung auf dem Hintergrund des Bildungsverständnisses von F.D.E. Schleiermacher, Göttingen 2001 [darin v.a. die Beiträge von Hermann Fischer u. Eilert Herms sowie die Einleitung S.51-56]

Reiser, Marius: Wer will die Universität denn noch erhalten? (Vortrag in Tübingen, kritisch zum Bologna-Prozess), in: FAZ 27.4.2011, S.N5

Ricken, Norbert (Hg.): Die wissentliche Universität. Eine Einführung in Lage und Idee(n) der Universität, Berlin 2013

Scheler, Max: Innere Widersprüche der deutschen Universitäten (1919), in: GW 4, 473-497

Scheler, Max: Universität und Volkshochschule (1921), erweitert in: Die Wissensformen und die Gesellschaft. Probleme einer Soziologie des Wissens, Leipzig 1926, S.489-537

Schelling, F.W.J.: Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, 1802/03, in: SW 5, 207-352 (Neued. hg. v. Karl-Maria Guth, Berlin 2016)

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst: Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn (1808). Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende. In: Anrich, Ernst : Die Idee der deutschen Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neubegründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus, Darmstadt: WBG 1956, S. 219–308; KGA I/6, 15-100

Schwab, Hans-Rüdiger: Philipp Melanchthon als Lehrer Deutschlands, München 1997

Weber, Max: Geistige Arbeit als Beruf. Vorträge vor dem Freistudentischen Bund, München; Leipzig 1919, S.3-37

Weber, Max: Wissenschaft als Beruf (1919), in: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1922

Zimmermann, Moshe: The Idea of the University, Science and State in Historical Perspective, in: Ilan Gur-Ze`ev (ed.), The End of Israeli Academia? Haifa 2005, p.69-91 (hebr.)